



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gjellerup, Karl: Die griechische Landschaft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die griechische Landschaft

Von Karl Gjellerup *)

Es ist besser, kein Griechisch zu können und nach Griechenland zu kommen. Goethes gar zu oft wiederholte Worte: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen,“ habe ich nirgends so wahr empfunden wie in Griechenland; doch will ich „Dichter“ gegen „Künstler“ vertauschen. Denn um die ganze hellenische Kunst, sowohl die des Meißels als die der Feder, bildet die griechische Natur einen so stilvollen und harmonischen Rahmen, daß der, der sie einmal gesehen hat, kaum begreift, wie er sie vorher hat entbehren können, — und dies um so weniger, als die Kunst der Hellenen sich nur wenig mit der Natur beschäftigt hat. Man hat daraus den übereilten Schluß gezogen, daß ihnen der Naturinn fehle. Doch muß man mit Recht anerkennen, daß die Lage mehrerer Haupttempel, wie Sunions, Aginas und des arkadischen Bassä, darauf hindeuten, daß die landschaftliche Schönheit nicht ohne Beeinflussung bei der Wahl des Ortes gewesen ist. Es ist überhaupt bemerkenswert, wieviel aus mangelnder Kenntnis erfunden wurde, um dieser Rasse das eine oder andere abzusprechen, die in ihrer kurzen Blüte alle anderen an Begabung so ganz unbegreiflich übertraf. Ein Gelehrter wollte durch physiologische Mißverständnisse beweisen, daß die alten Hellenen farbenblind gewesen seien, indem sie seiner Meinung nach die blaue Farbe nicht auffassen konnten; ich entsinne mich nicht, wer es feststellte oder wann diese Behauptung Aufsehen erregte; aber um seiner Gelehrsamkeit willen muß man hoffen, daß es vor dem Funde der Tanagrafiguren war.

Vor allem meinerseits die beruhigende Versicherung, daß ich keineswegs gesinnt bin, durch einen wohlfeilen Naturalismus die griechische Kunst von ihren Naturschönheiten herzuleiten; ich will nur einige Bemerkungen anführen, die sich beinahe von selbst demjenigen aufdrängen, der nach Griechenland kommt und schon in hellenischer Kunst gelebt hat. — Fragt man sich, was das Auffallendste an der griechischen Landschaft ist, so macht sich der für den Nordländer herrschende Wäldermangel geltend. Sogar Italien scheint im Verhältnis ein Waldland zu sein. Dies gilt jedoch nicht für das Bild vom alten Hellas, denn schon am Schluß des Altertums wird über Mangel an Wäldern geklagt, wie aus der klassischen Literatur hervorgeht. Auf dem attischen Berg Parnes, nahe bei Tatoi, sah ich, wie prachtvoll der griechische Bergwald sein kann, gegen den der italienische sich wie ein Gebüsch ausnimmt. Die Ebenen haben derzeit einen noch weniger unfruchtbaren Eindruck gemacht; denn Athen hat ständig seinen breiten Gürtel von Olivenbäumen — und nach dem Muster Attikas müßten die meisten staubgrauen, versengten Ebenen, und rotsteinigen niederen Bergabhänge von diesem bald blaugrauen, bald silbrig glänzenden Laub überschattet worden sein, die dem Auge jetzt unverschleiert begegnen.

Wenn nun also die griechische Landschaft im ganzen einen öden und verbrannten Eindruck macht, worin liegt dann der Zauber, den sie so unwiderstehlich auf jeden ausübt, — woher kommt es, daß man vielgereiste Menschen sagen hört, Griechenland sei das Schönste von allem, was sie gesehen haben?

Die Hauptschönheit Griechenlands sind die Bergformationen. Diese Berge ziehen sich nie, — wie in Italien — weit in den Hintergrund zurück, bis sie

*) Aus dem biographischen Nachlaßwerk des feinsinnigen deutsch-dänischen Dichterphilosophen Karl Gjellerup, *Der Dichter und Denker. Sein Leben in Selbstzeugnissen und Briefen.* Band 1. Leipzig 1921. Quelle u. Meyer. Hablbeinen N. 86.—

vollständig verschwinden. Auch wirken sie nicht überwältigend und alles ausfüllend, wie in der Schweiz. Sie herrschen — aber sie bedrücken nicht. Wie ein gut geleitetes Heer breiten sie sich weder zu stark aus, noch häufen sie sich zu dicht aufeinander. Und die Formen üben daselbe Ebenmaß: ihre Linien biegen sich, ohne zu brechen, sie brachen, ohne zu bersten, bersten, ohne sich zu spalten. Man würde sich wundern und unangenehm berührt werden, wenn die griechischen Berge aussähen wie die des Berner Oberlandes. So wie sie sind, scheinen sie sein zu müssen. — Sie haben Stil — hellenischen Stil! Einige würden vorziehen zu schreiben: der hellenische Stil ist von diesen Bergen herabgestiegen. Ich tue es absichtlich nicht, weil es eine Hypothese wäre, die aufzustellen mir nicht zukommt.

Nicht der wissenschaftliche, sondern der künstlerische Zusammenhang interessiert, — daß das Ganze wie aus einem Guß erscheint. Denn wenn Parthenon auf der Akropolis und Akropolis auf der großen Ebene steht, die von Barnes, Pentelikon und Hymettos eingeschlossen wird, dann ist ein Stil in den Formen, wie auch ein Ton in den Farben ist.

Dieser Grundton ist eine warme, gelbliche Note, die in der griechischen Landschaft eine ähnliche Hauptrolle spielt, wie die saftiggrüne in der dänischen. Sie wird gebleicht und abgekühlt durch die verschiedenen Grade der Entfernung — kühle blaue und violette Tinten, grüne Schatten, weiße Lichter, Purpurglanz und verblichenes Nebengewebe verschmelzen durch sie hinweg — und hierdurch leben die Bergleiten in einem unendlich feinen, etwas gedämpften Farbenspiel, das nur mit dem der nackten Haut zu vergleichen ist, — beim Wechsel von Licht und Schatten eines leicht bewölkten, sonnenstrahlenden Himmels.

Die Form ist das erste, das wesentliche — der die Farbe sich unterordnet, nicht nur als Schmuck, sondern hervorhebend, beleuchtend und verklärend. Eine dänische Landschaft zeigt sich wie Farben, die Form angenommen haben; in der griechischen Landschaft haben die Formen Farben erhalten. Hierin liegt etwas, das in erhöhtem Grad an die griechische Skulptur erinnert. An diesen klaren, aber nicht wolkenlosen Sonnentagen — deren der griechische Himmel ungefähr viertelshundert im Jahre zählt — wenn, vom Lichte belebt, alle Farbentöne über den edlen Formen strahlten und durcheinanderspielten, — dann begriff ich so recht, daß kein griechischer Künstler eine Statue, ein Vasrelief oder einen Tempel aus seiner Hand gegeben hat, ohne den Pinsel die Arbeit des Meißels vollenden zu lassen, wie es vielleicht um nicht allzuferne Zeit auch den modernen Künstlern einleuchten wird, — denn mit dem innerlicheren und bewußteren Verständnis für die Antike ist auch die bemalte Skulptur im Erwachen.

Ich habe diese Berglandschaft aber auch bei dem selteneren, einförmig-grauen Wetter gesehen, wenn kein Licht und Farbenspiel sie überstrahlt, wenn alle Lufttöne erloschen sind. In der Weise sind uns die besten Bildhauerwerke erhalten, ohne den Zauber des Pinsels — mit der Lokalfarbe des Marmors —, dem Eisenbeingelb des Pentelischen, dem Blaugrau des Hymettischen, dem bunten Atrakenischen.

Endlich auch dann, wenn die Regenwolken, sich schwer und niedrig dahinschleppend, mit willkürlichen, scharfen Linien die Hälfte der Berge wegwischen — ein griechischer Landschaftstorso im großen Museum der Natur.

Ein sehr wesentlicher Unterschied ist unverkennbar, wenn man die griechische Landschaft mit der italienischen vergleicht, — sie ist frisch, unberührt; — und sie hat noch ihre Faune und Nymphen — ihre Wölfe und Wildschweine.